Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 58 (1971)
Heft: 12: Kirchen

Artikel: Das Ende des "Kirchen"-Baus
Autor: Werner, Christof M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-45120

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Ende des «Kirchen»-Baus

von Christof M. Werner

Das Ende des «Kirchen»-Baus meint das Ende des im 19. Jahrhundert geschaffenen Kulthauses. Der moderne Funktionalismus hatte diesen Kultbau nicht etwa in Frage gestellt, sondern vollendet: Losgelöst von der traditionellen Formenbindung und mit der Möglichkeit manipulativen Einsatzes von Stimmungsmitteln und Bauformen konnte der «Zweck» in höchstem Maße erfüllt werden. So geht es erst heute nicht mehr um Erfüllung, sondern um Infragestellung des Zweckes selbst, stimmungsvolle Sammlung, religiöses Gemeinschaftsgefühl und dergleichen zu vermitteln. Wir möchten den Verfasser des Buches mit dem provokativen Titel «Das Ende des 'Kirchen'-Baus»* seine These hier selber vertreten lassen. Christof M. Werner ist ständiger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Theologischen Seminar der Universität Zürich.

La fin de «l'église» comme édifice liturgique

La fin de «l'église» comme édifice liturgique signifie la disparition du bâtiment cultuel créé à la fin du XIXe siècle. Loin de mettre en question ce type d'édifice, le fonctionnalisme a hâté son parachèvement: grâce à un détachement des formes traditionnelles et à l'exploitation des multiples éléments décoratifs et formes de construction, l'«objectif» a été largement atteint. Il ne s'agit donc aujourd'hui plus guère d'atteindre l'objectif, mais de mettre en question, cette intention de communiquer un vague sentiment de recueillement, de communauté religieuse. L'auteur de l'ouvrage au titre provocant entreprend de présenter et de défendre ici lui-même sa thèse. Christof M. Werner est assistant scientifique au séminaire théologique de l'université de Zurich.

The end of «church» architecture

The expression «the end of church architecture» means the end of the type of house of worship created in the 19th century. Modern functionalism has not challenged this type of ecclesiastical building, but is perfecting it: the «purpose» of the church building could be embodied in the highest degree, once the architect was liberated from traditional designs and was free to employ all devices that heighten the real meaning of a church building. It is only at the present time that the main problem is no longer embodiment of purpose, but the fundamental questioning of this very purpose, i.e., the creation of the proper atmosphere, a feeling of religious community and the like. We should like to give the author of the work with the provocative title «The End of 'Church' Architecture» an opportunity to present his thesis here. Christof M. Werner is Scientific Assistant at the Theological Seminar of the University of Zurich.

Die Parole vom Ende des Kirchenbaus ist nicht mehr neu. Man kennt sie in Fachkreisen; als Gefühl zumindest eines gewissen Unbehagens angesichts von Kirchbauvorhaben ist sie da und dort bei Behörden und Kirchenmitgliedern wirksam. Das Interesse am Thema scheint in Architektenkreisen teilweise sehr zu schwinden – wohl, weil man ja keine «Kirchen» mehr bauen darf oder, fern jener Parole, nun weiß, wie man's macht. Wenn ich die Parole hier ebenfalls vortrage (in bewußt modifizierter Schreibweise), so geschieht das nicht um irgendeiner Progressivität willen, sondern um sie richtig zu plazieren. Ad hoc gebildete theologische Argumente halten hier nicht vor, auch nicht die Rede von der Solidarisierung der Kirche mit der Welt als Welt, und der Hinweis auf die hohen Baukosten müßte einem gewissen heutigen Architekturmodus überhaupt gelten.

Es geht mir darum, diese Parole architekturtheoretisch zu untersuchen und ihr den wahren Ort zuzuweisen. Architekturtheoretisch heißt hier nicht zuletzt: architekturgeschichtlich. Die Parole verleitet gerne zu einem falschen Verständnis der Geschichte des Kirchenbaus.

Ich tue das im folgenden in Hinsicht auf den vorhandenen modernen Kirchenbau, zugleich aber auch anhand von Beobachtungen zur Kirchenbaudiskussion. Ein Wort zu dieser Diskussion: Ich verstehe darunter die literarisch fixierte Kirchenbaudiskussion, wie sie in Form von Monographien und Zeitschriftenaufsätzen vorliegt. Gedacht ist an die Diskussion, wie sie bis vor dem Aufkommen der genannten Parole in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre das Feld beherrschte.

* Christof Martin Werner: Das Ende des Kirchen-Baus, Rückblick auf moderne Kirchenbaudiskussion
307 Seiten
Theologischer Verlag, Zürich 1971. Fr. 24.80

Ich berücksichtige dabei ausschließlich die Literatur aus Deutschland und der Schweiz. Zeitlich gesehen handelt es sich um das, was seit den zwanziger Jahren erschienen ist. Die Argumente jener Jahre werden nach dem Zweiten Weltkrieg in ihrer ganzen Breite wiederaufgenommen; erst da auch schaltet sich die Schweiz so eigentlich in die Diskussion ein.

«Ausrichtung» und Kirchenraum des 19. Jahrhunderts

In einem Aufsatz (1959) wird bemerkt, das Problem des Zentralbaues liege darin, «daß der Raum sich zentrisch auf Abendmahlstisch und Kanzel ausrichte(t) und daß diese beiden Elemente den architektonischen Mittelpunkt fixieren». Das Zitat könnte durch viele ähnliche ergänzt werden. Was interessiert daran? Nicht die Erörterung des Zentralbaues, sondern die Rede von der Ausrichtung. Ständig wird in der Kirchenbauliteratur von dieser Ausrichtung gesprochen, das heißt von der Ausrichtung der gottesdienstlichen Versammlung auf den Ort von Kanzel und Abendmahlstisch (Altar) hin. Dabei ist zu beachten: Man findet häufig die Gegenüberstellung von «gerichtetem Raum» (Längsbau) und Zentralbau. Das erwähnte Zitat zeigt aber deutlich, wie auch beim Zentralbau mit der Ausrichtung argumentiert wird. Die Alternative Längsbau/Zentralbau ist gar keine, solange man beide Male das Raumverständnis mit dem Topos «Ausrichtung» darlegt.

Was steckt letztlich hinter dieser Ausrichtung, wie ist sie zu verstehen, wenn man die ad hoc beigebrachten theologischen beziehungsweise liturgischen Argumente einmal nicht als Ultima ratio gelten läßt? Dazu bedarf es eines Rückblickes in das 19. Jahrhundert. Im Jahre 1860 wurde in Basel die Elisabethenkirche ge-

baut. Sie sollte nach dem Willen des Stifters Abbild eines Domes sein. Auf alle Fälle war sie es aber nicht in ihrem Innern, denn: im Schiff werden Bänke aufgestellt, parallel hintereinander, die Versammlung wird in ihrer Blickrichtung fixiert, von einem Hinten nach einem Vorne. Der «Chor» wird ein Vorne, ein Vis-à-vis, welches auf das im Unendlichen liegende religiöse Jenseits verweist (Fluchtpunkt der fixierten Blicklinien). Im Chor finden Taufstein und «Altar» Aufstellung, am Chorbogen die Kanzel. (Man beachte: Im Spätmittelalter wurde in den Domen die Kanzel an einem Pfeiler des Mittelschiffes aufgestellt, zum Anhören der Predigt versammelte man sich um die Kanzel.)

Was ist geschehen? Der Kirchenraum wird jetzt analog zu jenen Räumen verstanden, die im 19. Jahrhundert zu ihrer funktionsspezifischen Ausprägung kommen: die Räume der Kunstwerkaufführung. Hier sind die im Saal Versammelten vernehmend-gestimmt ausgerichtet auf das Vis-à-vis der Kunstwerkaufführung, welche ihrerseits auf das ideelle Jenseits des Reiches der Kunst verweist. Analog dazu wird jetzt im Dom die Versammlung der Religiösen ausgerichtet auf die vis-à-vis erfolgende Aufführung beziehungsweise Elevation der religiösen Idee.

Hinter dem intensiven Monieren des Topos «Ausrichtung» steht letztlich jene Vorgabe des 19. Jahrhunderts. Und der moderne Kirchenbau hat dem mit wenigen Ausnahmen entsprochen. Daran ändert nicht, wenn nun anstelle des Chors eine «Stirnwand» mit podiumsartigen Vorbauten tritt. Es ändert auch nicht, wenn die Versammlung «gemeinschaftsförmig», in Segmente aufgefächert, plaziert wird. Zur mehr oder weniger betonten Ausrichtung dieser Gemeinschaft sah man sich dennoch verpflichtet. Es ließe sich übrigens an vielen Stellen der Kirchenbauliteratur nachweisen, daß man «Gemeinschaft» zu einem hypostasierten Subjekt macht. Das zeigt sich dort, wo intensiv das «Gemeinschaftsgefühl», die «Einheit» und die «Leibartigkeit» betont werden und man mit Nachdruck die Ausrichtung dieser «Einheit», dieses «Leibes» auf den Ort von Kanzel und Abendmahlstisch reflektiert.

Ergebnis: Der moderne Kirchenbau übernimmt das Kirchenraumverständnis des 19. Jahrhunderts.

Das historistische Gestaltmuster

Gängigerweise wird die Architektur des 19. Jahrhunderts mit dem Begriff «Historismus» charakterisiert – Architektur sozusagen vom Kunstgeschichtsprofessor gemacht. Allerdings kann dieses Urteil seinerseits an der Problematik des Stilbegriffs hängenbleiben. Im Kirchenbau des 19. Jahrhunderts greift der Historismus von äußerlichen Stilanklängen zusehends in die ganze Sache; die bereits erwähnte Elisabethenkirche soll geradezu Abbild eines Domes sein. Das heißt: Der Kirchenbau wird jetzt Akt eines bewußten historistischen Gestalttransportes.

Die Frage nach dem Kirchenbau wird zur Frage nach einem Gebäudetyp «Kirche», dessen Gestaltmuster in der Historie (vor allem im Mittelalter) vorgegeben zu sein scheint und das es eben als solches zu übernehmen gilt.

In dieses Gestaltmuster wird nun die oben erörterte gerichtete Raumanlage eingebracht. Nur ist diese Raumanlage nichts bloß Zusätzliches. Die mittelalterlichen Basilikalformen wurden als ganze von dieser Raumanlage her verstanden. Der gestimmt-gerichtete Kirchenraum des 19. Jahrhunderts wird in und mit dem historistischen Gestaltmuster erstellt. Die Hinsicht auf das Historische wird ferner konstelliert durch die Absicht, es habe eine bestimmte Atmosphäre zu repräsentieren und zu garantieren, die Atmosphäre des Religiösen.

Das historistische Gestaltmuster wird zum bewußt gehandhabten Instrument zur Erzielung von als «religiös» zu bezeichnender «Wirkung».

(Schon K. F. Schinkel geht in diesem Zusammenhange mit den Begriffen «Gemüthsstimmung», «Wirkung» um.) All diese Faktoren führen natürlich dazu, daß man nicht «stilrein» übernimmt, sondern Profilierungen und Verformungen vornimmt (zum Beispiel Überlängung und Überhöhung in der Neogotik).

Abschied vom Historismus?

Die Architektur der Moderne (wir bezeichnen einmal das 20. Jahrhundert so) verabschiedete den Historismus. Wieweit das bis ins letzte durchreflektiert geschah, ist eine andere Frage. Gegen die Jahrhundertwende schon, erst recht aber in den zwanziger Jahren, teilen nun auch der Kirchenbau und dessen theoretische Erörterung die antihistoristische Einstellung moderner Architektur. Nun entsteht das, was man gängigerweise als «modernen Kirchenbau» zu bezeichnen pflegt. Die Bautätigkeit ist begleitet von permanenter Diskussion über den Gegenstand. Ursache davon ist der Wille, die Sache des Kirchenbaus von Grund auf zu erfassen, um von da her und nicht von historistischen Lösungen zum Bau zu gelangen. Die von Cornelius Gurlitt Ende des vorigen Jahrhunderts propagierte Formel «Liturgie als Bauherr» wird eines der Leitmotive dieser Diskussion. Die Formel bot sich offensichtlich als Schlüssel zur Sache des Kirchenbaus an.

Hatte man jenen Abschied vom Historismus wirklich durchdacht? Hatte man sich Rechenschaft gegeben, wieweit man den Historismus verabschieden, wo man sich noch auf ihn stützen wollte? Gab man sich Rechenschaft, ob das gemeinte Maß an Ahistorismus wirklich ein solches war?

Historistisches Gestaltmuster – Image «Kirche»

Ich habe oben bemerkt, daß der gestimmt-ausgerichtete Kirchenraum des 19. Jahrhunderts verwoben ist in das historistische Gestaltmuster. Andererseits hat man bereits im 19. Jahrhundert das Unverhüllte der Konstruktion an der Gotik (und Romanik) bewundert, schließlich ihre «Form als logische Folge der Technik» (R. Banham) begreifen können. Übernimmt der moderne Kirchenbau das Raumverständnis des 19. Jahrhunderts, dann wird er unvermeidlich etwas von dem mit übernehmen, was als Bauschale diesen Raum bestimmt (und be-stimmt). Ist die Gotik oder Ro-

manik auch noch durch Technizität legitimiert, dann läßt sich das Gotisch-Technische transponieren in das Rein-Technische von Eisenkonstruktion und Stahlbetonkonstruktion. Der kontinuierliche Weg aus dem 19. Jahrhundert ist damit beschritten und führt zu Kirchen wie «Notre-Dame» in Paris-Raincy (A. und G. Perret 1923), St.-Antoniuskirche in Basel (K. Moser 1927), sogenannte «Stahlkirche» in Köln (später Essen, O. Bartning 1928) und von da aus zur Abstraktion des «reinen Raumes» in der Fronleichnamskirche in Aachen (R. Schwarz 1930).

Die architektonische Verfaßtheit dieser Kirchen deutet etwas an, was fast ausnahmslos dem modernen Kirchenbau eignet. Man hat die Raumausrichtung des Kirchenbaus des 19. Jahrhunderts gar nicht abstrakt (sozusagen «sec») übernehmen können. Vielmehr hat man sich in und mit dieser Übernahme auf die entsprechenden architektonischen Implikationen des 19. Jahrhunderts eingelassen. Auch jetzt wird die Lösung der Aufgabe verstanden als Realisierung eines Gebäudetyps, dessen Gestalt irgendwie bildlich schon vorgegeben ist. Ich möchte nun nicht von einem Bild sprechen, sondern diesen Begriff ersetzen durch folgenden, aus der englischen Werbe- und Soziologiesprache herrührenden: Image.

Der bisherige moderne Kirchenbau versteht sich als Realisierung eines Gebäudetyps «Kirche». Die Realisierung vollzieht sich als Anwendung eines Image «Kirche». In diesem Image wirkt das historistische Gestaltmuster des 19. Jahrhunderts nach.

Die Züge des Image können etwa so charakterisiert werden: Basilika; die vom «rohen Stein» und dem Lichtspiel (beziehungsweise der Lichtführung) gegebene Stimmung; das innere Raumgefüge erstellt die gestimmte Ausrichtung. – In verschiedenen Varianten wird von da her der moderne Kirchenbau bestimmt. Dabei mag das «Basilikale» durch eine mehr oder weniger «zentrierte» Anordnung der Versammlung modifiziert sein (Betonung der «Gemeinschaft»), doch verläßt man dabei selten den Zwang des Image. (Ich bin mir durchaus bewußt, daß O. Bartning 1930 in Essen sogar eine Rundkirche gebaut hat ...)

Das Ende des «Kirchen»-Baus

Man könnte sich im Kirchenbau nun diesen Tatbestand bewußt machen und das kirchenbauliche Schaffen erklärtermaßen als vielfältige Anwendung jenes Image vollziehen. Das wäre eine Möglichkeit. Dennoch ist zu fragen, ob dieser Weg den Kirchenbau nicht in Gestaltzwänge hineingeführt hat, die ihn nachgerade zur Starrheit verurteilen und die legitimen Möglichkeiten moderner Architektur verlassen. So wäre denn ein Ende dieses Kirchenbaus zu postulieren.

Muß heute von einem Ende des Kirchenbaus gesprochen werden, dann geht es um das Ende jenes Kirchenbaues, der in der Romantik beginnt, sich über das 19. Jahrhundert erstreckt und unter äußern formalen Veränderungen bis weit ins 20. Jahrhundert in Geltung bleibt. Es ist der Kirchenbau, der unter Anwendung des genannten Image «Kirche» zustande kommt.

Ich meine, mit den angestellten Überlegungen etwas zur sachgemäßen, architekturtheoretischen Begründung jener Parole, aber auch zu ihrer «Zurechtweisung» beigetragen zu haben. Gerade die Zurechtweisung hat noch einen besonderen architekturgeschichtlichen Aspekt: Einfach so ausgesprochen suggeriert einem die Parole vom Ende des Kirchenbaus einen Rückblick auf die ganze Geschichte des Kirchenbaues, und zwar so, daß darin die Geschichte als kompakte Einheit erscheint. Das Kompakte besteht in dem, daß man sie als Geschichte eines Image «Kirche» versteht – und damit gründlich mißversteht. Man würde von der Antike bis und mit Neuzeit das Dasein der Kirchbauten im damaligen zeitgenössischen Bebauungskontext, die Verhältnisse ihres baulichen Werdens, ihre religiöse, soziale und politische Rolle verkennen, betrachtete man sie im historischen Rückblick durch die Brille des Image. Ich kann hier darauf nicht näher eingehen.

Es sollte also klar sein, worauf hin jene Parole nur und legitim ausgegeben werden kann. Ich versuchte, diese Zurechtweisung auch in der Schreibweise zum Ausdruck zu bringen, nämlich: Ende des «Kirchen»-Baus.

Was nun?

Ich möchte lediglich noch andeuten, was sich meines Erachtens für die gegenwärtige Situation im Kirchenbau ergibt – sofern man den an sich möglichen Weg der erklärten Imageanwendung verwirft. Der Unverfänglichkeit halber erwähnte ich bisher namentlich nur solche Beispiele, die zeitlich einiges zurückliegen; ich werde darum im folgenden nicht auf konkrete Beispiele «neuer» Wege hinweisen.

Die Abkehr vom Image müßte vorerst einmal bei den kirchlichen Auftraggebern durchexerziert werden. Ist nicht das, was gängig als «Gottesdienst» gilt, teils vom Kirchenraumverständnis her, teils aus eigenen Gründen (die ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert herrühren), seinerseits zu einem exklusiven Image erstarrt? Mit der Loslösung von einem Image «Kirche» muß Hand in Hand die Loslösung von dem damit verbundenen Image «Gottesdienst» vor sich gehen. Dieses exklusive Image «Gottesdienst» läßt das, was man so nennt, zu einer kirchlichen Lebensäußerung werden, die in sich gekehrt ist und sich von den andern grundsätzlich unterscheidet. Solcher Gottesdienst wird als das Eigentliche angesehen, neben dem die andern gemeinschaftlichen Lebensformen der Kirche als Äußerungen zwar notwendiger, dennoch uneigentlicherer Art gelten. In den neuern Versuchen rund um den «traditionellen» Gottesdienst (zum Beispiel «Politisches Nachtgebet») scheint sich eine Wandlung anzubahnen.

Heißt die Lösung «Kirchgemeindesaal» beziehungsweise «Mehrzweckraum»? Man wird grundsätzlicher fragen müssen. Man wird fragen müssen: Welchem Bereich kirchlicher Bedürfnisse ist im Einzelfall mit Räumlichkeiten zu entsprechen? Wo und wann ist diese Entsprechung mit eigenen, neuen baulichen Maßnahmen zu leisten? Im Bereich dieser Entsprechung mag dann auch die der Räumlichkeit(en) für gemeinschaftsartige Anlässe sein, also auch jener Anlässe, die in flexibler Weise «gottesdienstliche» Traditionen aufnehmen und verwerten.

Die Loslösung vom Image «Kirche» kann sich demnach nicht als bloße Verlegung in den sogenannten «Kirchgemeindesaal» vollziehen, wenn und solange man sich hierin an eine fix gewordene Vorstellung von «Saal» hält, bestimmt unter anderem durch jene Klitterung von herkömmlichem «Vortrags-» und «Theatersaal». Es stellt sich vorerst eine Grundsatzfrage an die Architektur, wie man nämlich in diesem breiten Bereiche – der nicht nur die Kirche betrifft – Versammlung «im Raume» verstehen will. Hier dürfte das gelten, was Otto H. Senn einmal so zu formulieren versuchte: Die «Versammlung kommt herbei zum Handeln aus der Mitte». Erst wenn das bewußt wird, sind die an sich notwendigen Maßnahmen zur Zweckhaftigkeit davor gefeit, solche Räumlichkeiten erneut mit dem einengenden Zwang der Ausrichtung zu versehen, erneut bestimmte Muster des sich Befindens und Verhaltens in sie einzutragen. Natürlich hilft seitens der Architektur alles nichts, wenn man sich nicht zu einer Veränderung der Nutzungseinstellung beziehungsweise zu einer Belebung der Nutzungsfantasie aufrafft.

Jetzt höre ich Fragen wie etwa folgende (aus einer Rezension): «... Was soll geschehen, wenn sich das Bedürfnis nach Räumen meldet, die nur der stillen Meditation dienen, Sammlung vermitteln in der Zerstreuung des Alltags, dem Gedrückten Weite und dem Verlorenen Geborgenheit, dem Vereinsamten Gemeinschaft und dem in der Masse sich selbst Entfremdeten Einsamkeit zum Sichfinden schenken sollen?» Es gibt in unserer Lebenswelt entfremdende Zerstreuung, Verlorenheit und Vereinsamung. Wie vorschnell ist es aber, daraus ein «Bedürfnis nach Räumen» anzumelden, indem man jene existenzielle Notsituation geborgenen Empfindungen gegenüberstellt, die der eine oder andere in Kirchbauten haben mag. Häufig schwebt einem dabei die religiös-soziale Rolle der Kirchbauten in «frühern» Zeiten vor, man erachtet sie als irgendwie in unsere Gegenwart transponierbar. Resultat daraus ist die entsprechende Aufgabe, die man dem kirchlichen Bauen heute überbindet. Im Grunde geht es hier um die gleiche Argumentation wie in der Frage: «Wo bleibt denn das Sakrale?» Es dürfte jedoch nicht verborgen bleiben, daß das sogenannte «Sakrale» im bisherigen modernen Kirchenbau nur dank des Image «Kirche» als sakral identifiziert werden mag.

Es ist zu überlegen, ob hinter dieser Forderung nach dem Sakralen, Meditativen, nach Sammlung und Geborgenheit etwas Wahres steckt, das sich selbst aber verdeckt. Es verdeckt sich, sobald es in und mit jener Terminologie auftritt, anhand derselben diesbezüglich Räume fordert und das als Aufgabe ausgesprochen kirchlichen Bauens ansieht. Das Wahre, worum es hier geht, betrifft nämlich architektonische Umweltgestaltung im ganzen – und nicht allein die architektonische! Wie es genau zu fassen ist, kann ich auch nicht sagen. Irgendwie geht es um die Frage nach dem gewährten Lebensraum. Auf dieser allgemeinen Ebene liegt das Problem, und auf ihr muß es gelöst werden! (Das kann allerdings nicht kurzerhand mit «ästhetoiden» Bauzonen bewerkstelligt werden.) Es mag sein, daß kirchliches Bauen da und dort die Chance hat, für die Lösung dieses Problems beispielgebend zu sein. Aber dann muß es streng Beispiel dafür sein und bleiben, ohne Absicht zu «sakraler» Selbstidentifikation, ohne Absicht, eine nicht durchdachte Sakralität jener Umweltgestaltung zu suggerieren.